Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 15

Artikel: Begegnung mit Jack London
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669952

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gen, an den Ausstellungen der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Seine Bilder wandern auch nach Deutschland. Ihrer eine schöne Zahl sind in den Besitz der Eidgenossenschaft, der Regierung des Kantons Zürich, des Stadtrates von Zürich und der Zürcher Kunstgesellschaft übergegangen.

Neben der Tätigkeit im Atelier ging noch manche andere Arbeit nebenher. Lange Jahre war Willy Fries Präsident der Sektion Zürich der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Und eine Zeit, die vielen Künstlern schwere Probleme des Lebens brachte, stellte große Anforderungen an die Unterstützungskasse. Hier galt es, mit Raten und Taten manche Stunde zu opfern. In der Ausstellungskommission der Zürcher Kunstgesellschaft, der Willy Fries gegen 30 Jahre angehörte, war auch manche Sitzung mit großen Aufgaben belastet.

Doch unser Gewährsmann versteht nicht nur den Pinsel zu führen. Vor mir liegt ein biographisches Werk, das in fesselnder Weise die Persönlichkeit des Zürcher Architekten Wilhelm Waser zeichnet. Es ist ein Stück Kulturgeschichte aus dem letzten Jahrhundert und entwickelt den Aufstieg eines Waisenbuben, der durch eisernen Fleiß und eine geniale Begabung eine hohe Stellung gewinnt und seiner Vaterstadt große Dienste leistet. Es lag auch nahe, daß der gewandte Schilderer sich in den Dienst der Neujahrsblätter der Zürcher Kunstgesellschaft stellte. Wir verdanken ihm das Lebensbild Righinis und das des Bildhauers Adolf Meyer.

Willy Fries hat sein Lebenswerk noch lange nicht abgeschlossen. Mit offenen Augen nimmt er an der Gegenwart teil, und wo Fügung und Zufall ihm einen dankbaren Vorwurf bieten, ruht er nicht, bis das Bild in Farben hingezaubert ist. Ich erinnere mich des Gemäldes: Konzert im Großmünster. Das Problem des Lichtes ist originell gelöst. Die Lampen zünden auf die Sänger im Chor. Die Reihen der Lauschenden bleiben im Dunkel.

Diese Lichter, sind sie nicht symbolisch für das Schaffen unseres Künstlers, des Künstlers überhaupt? Sie führen uns über den Alltag hinaus und zeigen uns eine Welt, die schön und freudereich ist. Immer noch. Allen Schatten zu Trotz, die uns zuzeiten bedrängen und bedrücken.

ERNST ESCHMANN

BEGEGNUNG MIT *Jack London*

Die Bedeutung mancherlei Begegnungen und scheinbarer Zufälligkeiten wird uns oft nach Jahren oder Jahrzehnten bewußt. Gelegentlich hellt sich blitzartig ein Stück Vergangenheit auf, und meist erkennen wir dann, daß wir jemandem Dank schuldig geblieben sind.

Solchen Dank schulde ich Jack London, dem im Jahre 1916 gestorbenen amerikanischen Schriftsteller. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, ich schulde ihm Dank dafür, daß ich noch lebe, auch wenn mein Zusammentreffen mit ihm, das heißt, mit seinen Büchern, erst ins Jahr 1931 fällt. Daß ich mich dessen erinnere, ist auch wieder eine scheinbare Zufälligkeit, indem ich beim Durchblättern eines Bücherkataloges am Namen Jack London hängen blieb und plötzlich wußte: Ihm schuldest du großen Dank!

Es war im Frühjahr 1931. Nach vier Jahren großer Fülle an Erlebnissen: Versuchen als Lehrer, Maler und Schriftsteller, Reisen nach Süden und Norden, nach Jahren so voll an Begeisterung und Enttäuschung zugleich, als sollten in ihnen Jahrzehnte voraus gelebt werden, folgte als eine Ruhepause das Jahr 1931 mit einer hartnäckigen Krankheit, die mich monatelang ans Bett fesselte. Nachdem ich ein Vierteljahr, ohne daß der Arzt die Ursache hätte feststellen können, an langwierigen Fiebern gelitten hatte, wurde ich zur Kontrolle ins Krankenhaus eingewiesen. Zufällig befand sich dort ein junger Assistent, nennen wir ihn Dr. Mehr, der eben bei einem Blutspezialisten seine Lehrzeit beendigt hatte. Er war versessen auf die Entdeckung aller möglichen Blutkrankheiten, so auch auf die damals in un-

serer Gegend noch wenig bekannte Bangsche Krankheit, eine Art Wechselfieber aus dem Krankheitssammelsurium unserer Haustiere, das durch Milch oder Butter oder auch durch direkte Ansteckung auf den Menschen übertragbar ist. Die Blutprobe ergab, daß ich diese Krankheit hatte, und Dr. Mehr erklärte mit anerkennenswerter Offenheit: „Kilian Stiegel, Sie haben Bang. Darüber weiß ich vorläufig nicht mehr, als was in diesem Handbuch steht. Lesen Sie selber nach, was zu machen ist." — Er legte mir das dicke Buch, eine Abhandlung über Blutkrankheiten, auf das Bett und empfahl sich. So las ich die Geschichte der Bangschen Krankheit, wie sie zuerst entdeckt worden war auf Cypern und Malta, dann in Dänemark und Amerika. Ich erfuhr die wenig tröstliche Tatsache, daß die Behandlung überall noch in den Anfängen steckte und nichts anderes zu sagen war, als daß die Krankheit, bis jetzt häufig verwechselt mit Typhus, Malaria oder Tuberkulose, monatelang sich hinziehen konnte und möglicherweise noch die Aussicht bestand auf eine Folgekrankheit, wie Muskelentzündung oder Knocheneiterung.

So durfte ich auf verschiedenes gefaßt sein. Zum Glück und Trost wußte ich, daß Dr. Mehr nicht irgend ein Wald- und Wiesenarzt war, sondern ein richtiger Mikrobenjäger und Kämpfer für das Leben, der eines Tages lächelnd erklärte:

„Mut, Kilian Stiegel! Auch die Bangsche Krankheit gehört nicht zu den unheilbaren Krankheiten. Die gibt es gar nicht. Es gibt höchstens solche, von denen wir Ärzte noch zu wenig oder nichts wissen. Krankheiten haben gar nichts dagegen, daß man sie heilt. Wenn Sie sich bereit erklären dazu, werden wir einige neue Mittel ausprobieren und allenfalls auch vor einer Roßkur nicht zurückschrecken."

Ich war damit einverstanden, um so mehr, als ich eben wieder einen der deprimierenden Fieberschübe hatte. Dr. Mehr aber schien meinem Mut noch wenig zu trauen, wenigstens erklärte er:

„Kilian Stiegel, nach allem, was ich von Ihnen weiß, haben Sie in den vergangenen Jahren mancherlei Abenteuer erlebt, haben aber in allen Bezirken des Lebens zu viel gewollt und zu wenig erreicht und mit der damit verbundenen Enttäuschung den seelischen Grund geschaffen für die Sie gegenwärtig bedrängenden Mikroben. Für mich steht es fest, daß jede Krankheit, das heißt, jede Disposition zu einer Krankheit, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch bedingt ist. Darum zuerst etwas für Ihr Gemüt! Reiche Jahre liegen noch vor Ihnen, und zu viele Vögel gibt es, die Sie noch nicht haben singen hören, und viel Zeit brauchen Sie noch, um all ihre Weisen kennen zu lernen! Und einer dieser Vögel soll Ihnen in den nächsten Tagen etwas vorsingen!"

Das war ehrlich und mutig gesprochen, und ich wäre ein schlechter und undankbarer Patient gewesen, wenn ich nach allem nicht vollstes Zutrauen zu Dr. Mehr gehabt hätte. Er aber brachte mir noch gleichen Tages den angekündigten Singvogel, eine Reihe Bücher von Jack London: Lockruf des Goldes, Alaskakid, Seewolf und Sohn des Wolfs. Es waren Bücher aus seiner Privatbibliothek, und er empfahl sie mir mit der Bemerkung, daß sie vor Jahren seine Lieblingslektüre gewesen seien und daß ihr Schwung und ihre Kraft ihm während des ermüdenden Studiums recht gut getan habe.

Dr. Mehr hatte sich nicht geirrt. Die Begegnung mit Jack London trug ihre Früchte. Die Bücher fesselten mich. Was darin erzählt wurde, war lebensfreudigstes Dasein, war so spannender Kampf, so abenteuerliches Geschehen, daß es mich aufwühlte und mitriß. Jawohl, dies war das Leben, dieser atemraubende Wechsel von Hoch und Tief, von Freude und Leid! Wer mutig dahinter ging, der drang durch, wer zauderte und ermüdete, wurde weggewischt.

Meine Begeisterung verfolgend, meinte einige Tage später der Arzt: „Sehen Sie, dies alles liegt noch vor Ihnen. Nun aber Schluß mit den zahmen Fieberpülverchen! Was meinen Sie zu der angekündigten Roßkur? Wollen wir sie wagen?"

„Jawohl."

Die angekündigte Kur bestand aus einer Reihe intravenöser Einspritzungen; den richtigen Namen der intensiv gelben Flüssigkeit, die mir Dr. Mehr in die Adern jagte, habe ich vergessen. Der Arzt taufte sie treffend: „Alaskagold". Erst gab es zehn Kubikzentimeter, dann zwanzig, schließlich dreißig Kubikzentimetr, und das genügte. Es war ein herrlich schöner Sommermor-

gen, als ich diese dritte Dosis erhielt. Vielleicht war es die Ahnung kommenden Unheils, die mich die strahlende Schönheit dieses Tages so genau erfassen ließ. Die Vögel jubilierten auf den Bäumen im Garten des Krankenhauses, und die Bläue des Himmels lockte zu Fahrt und Abenteuer. Das Alaskagold in meinen Adern schien gleicher Meinung zu sein. Nach einer halben Stunde schon wirkte es so unternehmungslustig, daß ich nicht mehr zweifelte, jetzt die Roßkur, ein richtiges Jack London-Abenteuer, bestehen zu müssen. In kurzem wurde der ganze Körper gelb wie eine Zitrone, und rasch folgte die heftigste Reaktion mit Schüttelfrost und Erbrechen. Die Schwestern rannten. Die Ärzte erschienen. Dr. Mehr aber, meinen Puls kontrollierend, lächelte nur und sagte ruhig: „Alaskagold".

Ein herrliches Stichwort für die anschließende Krisis! Das Wort begleitete mich, als die erste ungestüme Reaktion abklang und eine seltsam weiche Müdigkeit mich zu entführen drohte. Das Wort klang immer wieder auf im halb trunkenen, halb schläfrigen Taumel, der mich ergriff und in den hinein die Worte der Schwestern und Ärzte wie aus weiter Ferne klangen. Alaskagold! Ja, da hatte ich es nun in den Adern, und es begleitete mich auf meiner seltsamen Reise, leuchtete in meine Müdigkeit hinein mit Szenen aus Jack Londons Büchern. Ich zog mit ihm auf Fahrt und Abenteuer, fuhr in seiner Jacht auf dem Ozean, begleitete ihn im Boot durch die Schluchten und Stromschnellen Alaskas. Welch ein Leben! Welch eine Fülle und Schönheit! Und gingen die Wogen noch so hoch, schien sich das Boot mit Wasser zu füllen, so daß beklemmende Angst mich würgte, immer stand Jack London am Steuer und sprach ruhig: „Wir kommen durch!"

Und Dr. Mehr brachte mich durch. Noch ging es Wochen, bis ich geheilt war; die folgenden Jahre aber brachten erneute Fülle des Lebens, so reiche Fülle, daß mir die Begegnung mit Jack London mehr und mehr aus dem Gedächtnis entschwand. Nun, da mir sein Name beim Durchblättern eines Bücherkataloges mit neuer Eindringlichkeit in Erinnerung gerufen wurde, fand ich es an der Zeit, des Dichters dankbar zu gedenken. Dr. Mehr aber mag es mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Jack London an meiner Genesung so großen Anteil hat wie sein intravenöses „Alaskagold". Er wird sich mit dieser Hintansetzung um so eher abfinden, als heute den Ärzten im Kampfe gegen die Bangsche Krankheit erprobte Mittel zur Verfügung stehen, so daß sie dieser Seuche ohne literarische Beihilfe Meister werden.

-hl

Leid

VON ANNA SCHIEBER

Es sind drei Geschichten und doch eine, weil sie alle vom gleichen handeln, wie nämlich das Leid uns Dinge lehrt, die wir außerdem nicht oder doch nicht so wollkommen gekonnt hätten.

Es kamen einige Wandersleute, Männer und Frauen, am Abend in ein Wirtshaus. Herz und Augen hatten sie noch voll von den Bildern der schönen Heimat, von Wäldern, die in der heißen Mittagsglut herbsüßen Duft ausgeströmt hatten, von Bergen, die in den sinkenden Abend hineingeleuchtet hatten, in leichten, ferneblauen Duft gehüllt, von dem lieben Fluß, der seine Wellen freudig gelassen talab getragen, und von jungen Kindern, die mit Jubel und Jauchzen in der Flut geplätschert hatten.

Freudige Geräusche des Tages gingen ihnen nach: Vögelsingen, Kinderlachen, das Muhen der heimkehrenden Kühe und Bimmeln ihrer Schellen, das Plätschern des vielröhrigen Brunnens und das Läuten der Abendglocke.

Sie saßen still ausruhend und warteten aufs Essen, den schönen Tag in sich bewegend. Da drang durch Dunst und Lärm der großen Wirtsstube, zu der die Tür offen stand, ein süßer, langgezogener Laut, der sie aufhorchen ließ: ein Amsellied. Es kam nicht von draußen herein, der